

Hütte und Schacht

Werks-Zeitung

des

Eisen- und Stahlwerks Hoesch Dortmund

2. Jahrgang.

Zuschriften sind unmittelbar an die Schriftleitung Hütte und Schacht zu richten.

Mitte Mai 1926.

Nachdruck sämtlicher Artikel ohne schriftliche Genehmigung ist ausdrücklich verboten.

Nummer 10

Hindenburg und die Flaggenfrage.

In Deutschland haben wir wieder einmal eine Regierungskrise zu verzeichnen. Der Streit darüber, welche Flagge unsere Auslandsvertretungen zu führen haben, hat zum Rücktritt des Reichskabinetts Luther-Strefemann geführt. Die Verordnung in der Flaggenfrage, die zum 1. August in Kraft treten soll, ermöglicht unsern Auslandsvertretungen die Sekung der schwarz-weiß-roten mit den schwarz-rot-goldenen Farben in der Gösch (rechte Ecke der Flagge oben), wie sie heute unsere Schiffe auf See führen. Der Reichspräsident hat, um einen Ausgleich in dieser Frage zu schaffen, dazu mit folgenden Worten in einem Schreiben an den Reichkanzler Stellung genommen.

„Die „zweite Verordnung über die deutschen Flaggen vom 5. Mai 1926“ ist in der Öffentlichkeit erheblichen Mißverständnissen begegnet. Die außen- und wirtschaftspolitischen Ereignisse der letzten Zeit, die einer neuen Geltung Deutschland im Auslande den Weg ebneten und uns wieder in die Weltwirtschaft einliederten, erfordern eine starke Mitwirkung der Deutschen im Auslande. Dem steht im Auslande unter besonders schweren Begleitumständen der ungeliebte Flaggenzwist hindernd im Wege. Diesem Uebelstand soll durch die Verordnung vom 5. Mai d. J. abgeholfen werden, und ich bin überzeugt, daß dieser Zweck mit der Verordnung auch erreicht wird. Nichts liegt mir, wie ich Ihnen bereits wiederholt zum Ausdruck gebracht habe, ferner, als die durch die Verfassung bestimmten Nationalfarben zu beseitigen. Ich bin vielmehr nach wie vor entschlossen, die Flaggenfrage nur auf der Grundlage der Verfassung zu behandeln.

Leider hat sich aber aus den Erörterungen in Presse und Öffentlichkeit erneut ergeben, wie verhängnisvoll und gefährlich für unser Volk der schwebende Streit um die Flagge ist. Hier in absehbarer Zeit auf verfassungsmäßigem Wege einen veröhnenden Ausgleich zu schaffen, der dem gegenwärtigen Deutschland und seinen Zielen entspricht und zugleich dem Werdegang der Geschichte des Volkes gerecht wird, ist mein innigster Wunsch. Ich bitte Sie deshalb, Herr Reichkanzler, zur geeigneten Stunde sowohl mit den gesetzgebenden Faktoren im Reiche als auch mit den an dieser Frage besonders interessierten Vereinigungen in Verbindung zu treten, um diesem Ziele nachdrücklichst zuzustreben. Möge der Zeitpunkt nicht fern sein, wo sich das deutsche Volk wieder friedlich um ein und dasselbe Symbol seines staatlichen Daseins schart!

Mit der Versicherung meiner hohen Wertschätzung und mit freundlichen Grüßen bin ich Ihr sehr ergebener gez. v. Hindenburg“.

Heute verschied nach langem, schwerem Leiden unser

**stellvertretendes Vorstandsmitglied
und kaufmännischer Direktor**

Herr Ernst Selter

im Alter von 53 Jahren.

Der Verstorbene hat fast 30 Jahre lang seine außergewöhnliche Arbeitskraft in den Dienst unserer Gesellschaft gestellt und an ihrer Entwicklung hervorragenden Anteil genommen. Er zeichnete sich aus durch scharfen Verstand, unermüdete Tatkraft und vorbildliche Pflichttreue. Durch seine ehrenhafte, vornehme Gesinnung hat er sich dauernde Freundschaft bei uns gesichert, und die Erinnerung an seine mannhafte Persönlichkeit wird für immer bei uns fortleben.

Dortmund, den 12. Mai 1926.

**Aufsichtsrat und Vorstand
des Eisen- und Stahlwerks Hoesch
Aktiengesellschaft in Dortmund.**

Endlich ist es gelungen, in der Frage der Luftfahrt die notwendige Freiheit für Deutschland zu erlangen. Die Pariser Luftfahrtverhandlungen sind beendet mit dem Ergebnis, daß wir Handelsflugzeuge jeglichen Ausnahmen, in jeder beliebigen Geschwindigkeit und Steighöhe herstellen können. Auch der Bau von Luftschiffen ist uns freigegeben, sodaß also die Friedrichshafener Luftschiffwerft,

aus der soviel Erzeugnisse deutschen Geistes und deutscher Arbeit die Welt mit Bewunderung erfüllt haben, weiter bestehen bleiben wird. Wenn auch nicht alles, was wir wünschen, erreicht ist, ein wesentlicher Fortschritt ist es immerhin.

In Genf wurde die Tagung des Prüfungsausschusses für die Umgruppierung des Völkerbundes eröffnet. Die Reden, welche dort gehalten wurden, bezeugen aufs neue, daß man sich nicht im entferntesten darüber klar ist, wie man sich bei der nächsten Völkerbundstagung, die bereits auf den 6. September festgesetzt ist, verhalten will. England vertritt den Standpunkt, daß die Erhöhung der ständigen Ratsitze nur mit Deutschlands Sitz erfolgen dürfe, während die Schaffung einer neuen Gattung nichtständiger Sitze vorzunehmen sei, deren Amtsdauer durch die Versammlung selbst verlängert werden kann. Aus den Reden des französischen Vertreters war deutlich zu merken, daß er unter allen Umständen Polen einen Ratsitz zu verschaffen wünscht. Der Vertreter Brasiliens hielt auch diesmal seine im März zur Schau getragene Gegnerschaft aufrecht. Was aus diesen ganzen Verhandlungen praktisch herauskommen wird, scheint nicht allzuviel zu sein. Der deutsche Vertreter hat sich jedenfalls darauf beschränkt, zu erklären, daß Deutschland die Verhandlungen des Ausschusses mit größtem Interesse verfolge und hoffe, daß man zu Lösungen gelangen werde, die das Eintreten Deutschlands ohne Schwierigkeiten ermöglichen.

Die Friedensverhandlungen in Marokko haben, wie vorauszusehen war, zu keinem Ergebnis geführt. Die Forderungen, welche man an Abd el Krims gestellt hat, waren offenbar derart, daß sie sich nicht mit der Ehre und dem Freiheitsdrang des Risvolkes vertrugen. Jedenfalls haben die Abgesandten Abd el Krims erklärt, daß sie solche schmachvollen Bedingungen nicht annehmen könnten, sondern lieber kämpfend untergehen würden. Die Feindseligkeiten sind aufs neue eröffnet worden. Auf beiden Seiten wird mit der größten Erbitterung gekämpft.

Reinecke Wof.

Wirtschaftlicher Rundfunk.

Die monatliche Uebersicht über die wirtschaftliche Lage in Preußen, welche der Handelsminister auf Grund der Berichte der preussischen Handelskammern gibt, stellt fest, daß im Monat April ein weiterer Fortschritt auf dem Wege zur Wiederkehr normaler Verhältnisse gemacht worden ist. Auf dem Geldmarkt herrschte eine größere Flüssigkeit vor, die zur Folge hatte, daß zu billigeren Sätzen an Gelder heranzukommen war. Der Arbeitsmarkt jedoch war noch sehr wenig gebessert. Vor allem in Rheinland und Westfalen hat die Arbeitslosigkeit eher zu als abgenommen. Die Lage des Bergbaues und der eisen-schaffenden, wie der eisenverarbeitenden Industrie gibt immer noch zu Besorgnissen Anlaß. Inwieweit der große englische Streik der Verarbeiter auf den deutschen Markt einwirken wird, ist noch gänzlich ungewiß. Bisher hat uns die in England geübte Politik der staatlichen Unterstützung des dortigen Bergbaues außerordentlich geschadet. Auch die französische und belgische Währung hat während des vergangenen Monats der deutschen Industrie viel zu schaffen gemacht, da diese Länder auf den Auslandsmärkten billiger zu liefern imstande waren als wir. Fortschritte sind insofern zu verzeichnen, als wenigstens mit 2 Ländern günstigere Handelsverträge abgeschlossen werden konnten, nämlich mit Dänemark und Portugal. Auch die deutsch-französische Verständigung über den Kalibergbau ist ein Lichtblick in unserer Wirtschaftsführung. Jedenfalls muß, ehe man von einer wirklichen Besserung sprechen kann, es auf vielen Wirtschaftsgebieten ganz anders werden. Die Hoffnungen, welche man auf eine Belebung des Baumarktes im jetzigen Frühjahr gesetzt hat, sind bisher fast gar nicht in Erfüllung gegangen. Es fehlt, wie sich immer mehr herausstellt, auch in diesem Jahre wieder an Geld.

* * *

Die vorbereitende Konferenz in Genf, welche die Aufgabe hatte, die Vorarbeiten für die im Herbst dieses Jahres stattfindende Weltwirtschaftskonferenz zu leisten, ist zu Ende gegangen. Man hat dort fleißig an den schweren Aufgaben gearbeitet, welche zu bewältigen waren. Eine Reihe von besonderen Kommissionen, in denen auch Deutschland durch Abgeordnete des Arbeitgeber- und Arbeitnehmerstandes vertreten war, hat nützliche Arbeit geleistet. Die Vertreter der verschiedenen Nationen haben sich näher kennen gelernt und im Verkehr miteinander konnten viele Mißverständnisse und falsche Auffassungen beseitigt werden, welche bei den anderen Nationen insbesondere über deutsche Verhältnisse vorhanden waren. Wir hatten die Genugtuung, daß die Anregungen, welche von deutscher Seite in Genf gegeben wurden, durchweg Gehör und Anerkennung gefunden haben, sodaß unsere Vertreter ohne Enttäuschungen, aber mit großen Erwartungen für die Zukunft heimkehren konnten. Hoffen wir, daß auch die endgültige Wirtschaftskonferenz diese erfreulichen Tatsachen bestätigen wird.

* * *

Ein interessantes Schriftstück hat der kürzlich verstorbene Industrielle August Thyssen hinterlassen, das eine Art sozialpolitische Testament darstellt. Folgende Ausführungen darin verdienen zur allgemeinen Kenntnis gebracht zu werden: „Man wird mich ja wohl oder übel zur Klasse der Kapitalisten rechnen, aber sei dem, wie ihm wolle, ich bin mir bewußt, auch als solcher in meinem Leben ebensoviel gearbeitet zu haben, wie der tüchtigste und fleißigste der Werkangehörigen, der in den Werken meiner Firma oder in einem anderen Betriebe gearbeitet hat.“

Was Kapitalist und Werkbesitzer von ihrem zusammengezimmer-ten Eigentum persönlich haben, ist wirklich wenig, nicht einmal ein sorgenfreies Alter. Ich glaube, ohne mich dabei zu überheben, daß von meiner Lebensarbeit die Allgemeinheit mehr Vorteile gezogen hat, als ich selbst. Was ich geschafft und gearbeitet habe, bleibt schließlich doch nur der Allgemeinheit. Denn in's andere Leben mit hinübernehmen kann ich nichts davon.

Ich habe es immer als meine Pflicht angesehen, auch in den schlechteren Zeiten, wenn die Preise nicht mehr auskömmlich waren, die Betriebe durchzuhalten und den Arbeitern auch in diesen Zeiten Verdienst zu verschaffen, um sich und ihre Familien zu erhalten. Wie schwer diese Zeiten aber auch auf dem Werkbesitzer lasten, der dafür auch die Verantwortung zu tragen hat, welche Schwierigkeiten zu überwinden sind und welche Sorgen es macht, wenn die Schulden drängen und die Löhne regelmäßig bezahlt werden müssen, das kann nur einer ermessen, der es mit durchmacht. Ich darf wohl von mir sagen, daß ich oft habe Zeiten durchmachen müssen, in denen der einfachste und bescheidenste meiner Werkangehörigen gewiß nicht hätte mit mir tau-



Gesteinstaubschranken sind erprobte Schutzvorrichtungen gegen Schlag- wetter- und Kohlenstaubexplosionen. Darum ist es ein Verbrechen, das Leben aller Kameraden durch Zerrören der Schranken zu gefährden.

schen mögen, wenn er die Sorgen hätte mit übernehmen müssen, die den Werkbesitzer nicht tagelang, sondern monatelang und jahrelang drücken. Es mag leicht sein, den Besitzenden, den sogenannten Kapitalisten, um seinen Besitz zu beneiden, wenn man annimmt, daß sein Dasein nur Wohlleben und Genuß wäre. Aber selbst wenn das Wohlleben so hoch eingeschätzt wird, kann es, vorausgesetzt, daß es überhaupt da ist, doch bei weitem nicht die Arbeit und Sorgen aufwiegen, die auf einem Manne ruhen, der es mit seiner Lebensaufgabe und seiner Verantwortung als Leiter eines Unternehmens ernst nimmt.

Mir liegt es vollständig fern, an dem Achtstundentag zu rütteln, wenn das wirklich das Ideal der werktätigen Klasse ist und sie darin ihr Glück und die Lösung der großen Lebens- und Wirtschaftsfragen sieht. Aber wir können unsere Wirtschaft, zumal nach der großen Schwächung, die sie besonders durch den Verlust der Industriegebiete in Lothringen und Oberschlesien erfahren hat, nur dadurch wieder zur Geltung bringen, daß wir unsere wirtschaftlichen Leistungen über das normale Maß hinausgehend auf das höchste steigern. Es ist in den letzten Jahren leider — man kann es nicht anders bezeichnen — ein schrecklicher Unfug mit Schlagworten getrieben worden. Mit Schlagworten wird die Welt jedoch nicht regiert, und ich habe auch nicht erfahren, daß damit Brot für die Ernährung geschaffen wird.“

L u r.

Das Grenz- und Auslandsdeutschtum in der Welt.

Durch die Friedensbittate ist die Zahl der Grenz- und Auslandsdeutschen erheblich gewachsen. Die Zahl der außerhalb des Reiches, Deutsch-Österreichs und der Schweiz lebenden Deutschen wird auf rund 30 Millionen angegeben. Nachstehende Aufstellung gibt Aufschluß über die Verteilung der Deutschen in den einzelnen Staaten:

Bereinigte Staaten von Amerika	20 000 000
Kanada	500 000
Mittelamerika	20 000
Südamerika	600 000
Australien	100 000
Afrika	40 000
Asien und Kaukasus	180 000
Europa: Estland	30 000
Lettland	58 000
Memelland	130 000
Litauen	60 000
Polen	1 900 000
Tschechoslowakei	3 750 000
Sowjetrußland	1 000 000
Ungarn	550 000
Großrumänien	800 000
Italien	250 000
Belgien	77 000
Frankreich	1 600 000
Nordischweiz	40 000
Danzig	330 000

Zusammen: 32 015 000

Diese Zahl verringert sich in Elsaß-Lothringen um 150 000, in Süd-Asien um 100 000, in Polen durch Ausweisung und erzwungene Abwanderung um rund 1 Million.

Zu erwähnen ist ferner, daß aus den Entente-Ländern in und nach dem Kriege etwa 700 000 Deutsche vertrieben sind.

Unter Berücksichtigung dieser Zahlen beträgt die Endzahl der Auslandsdeutschen also rund 30 Millionen.

Schütze deine Mitarbeiter!

**Die Sicherheit deiner Mitarbeiter muß dir
ebensoviel wert sein, wie deine eigene!**

Einiges über Gezüge- und Materialienwirtschaft in der Grube, wie sie sein soll.

Zur Fertigstellung einer Arbeit gehören nicht allein Arbeitskraft, sondern auch gute Hilfsmittel, Werkzeuge oder „Gezüge“, wie sie der Bergmann nennt, die je nach Art der auszuführenden Arbeit passend gewählt werden müssen. Das Gezüge des Kohlenhauers unterscheidet sich von dem des Gesteinshauers, dieses wieder von dem des Schachthauers oder gar des Zimmerhauers.

Heute mehr denn je kann sich nur der Leistungsfähige im Bergbau behaupten, es ist daher von großer Wichtigkeit, ordentliches Gezüge zu haben. Das Beil muß gut geschärft sein, die Säge muß gut schneiden. Es wirkt äußerst arbeitserleichternd, wenn das Gezüge in Unordnung ist. Es kommt nicht darauf an, wieviel Arbeitskraft der Hauer hergibt, sondern was er leistet; für den Hauer ist es dagegen von großer Bedeutung, möglichst wenig Körperkraft auszugeben und doch die gewünschte Leistung herauszubringen. Ferner muß das Bohrgerät in Ordnung, der Schlauchanschluß dicht sein, häufig pfeift die Preßluft an den Schlauchverschraubungen heraus, die so keine Arbeit verrichtet, der Bohrerhammer oder die Drehbohrmaschine braucht aber die Preßluft sehr nötig, um ihre Arbeit leisten zu können, das Bohren dauert viel länger, den Schaben hat der Hauer selbst. Luftvergeudung, geringe Leistung, großer Verbrauch an Arbeitskraft, wenig Lohn ist das Resultat. Dieses Uebel zu beseitigen, ist nicht schwer. Achte auf deinen Bohrschlauch, hänge ihn so auf, daß er nicht, während du bohrst, von der Rutsche beschädigt wird, werfe nicht Bohrerhammer und Schlauch zwischen Holz und Kohlenklein, hebe ihn vielmehr gut auf, rolle den Schlauch zusammen und hänge beides an eine sichere Stelle über eine Spitze, den Bohrerhammer drehe zuvor in ein Stückchen Versahleinen ein, damit er für die nächste Bohrarbeit brauchbar ist. Auch der Bohrer muß in Ordnung sein, lasse ihn früh genug schärfen, arbeite nicht solange damit, bis die Schneide schon bald daumendick ist, er wird dir doch gratis geschärft, du brauchst ihn ja nur am anderen Tage abzuholen. Wenn du dieses alles befolgst, so ist es nicht nötig, über Preßluftmangel zu klagen. Die Arbeit wird dir nicht sauer, vielmehr freust du dich, daß das Bohren so gut klappt und du so gut voran kommst. Leider kann man hier und da noch die Wahrnehmung machen, daß der Hauer denkt,

es sei nicht so wichtig, den Schlauch sauber und dicht, den Bohrerhammer gut geschmiedet und die Bohrer geschärft zu halten. Es ist diese Ansicht meist auf falsches Einfühlen und Bequemlichkeit zurückzuführen, der man noch häufig genug im Betrieb begegnet.

Ein sehr wichtiges Kapitel für den Bergmann ist es auch noch, im Umgang mit Gezüge „Mein“ und „Dein“ zu unterscheiden. Bei einer Gezügerevision, die unerwartet vorgenommen wurde, stellte sich heraus, daß nur wenige ihr eigenes Gezüge besaßen mit ihrer eigenen Gezügenummer.

Eine ganze Reihe von Leuten hatten allerhand Gezüge in ihrer Kiste mit fremder Gezügenummer, die es aber fest als „Mein“ bezeichneten. Frage dir das Gezüge, welches du selbst brauchst, selbst auf und lasse es mit deiner eigenen Nummer versehen, so kannst du dich bei Gezügerevisionen jederzeit ausweisen, eigne dir auch dein Gezüge „Leihweise“ an, dein Arbeitskamerad sucht es und flucht über dich, und wenn du Gezüge stibdest an irgend einer Stelle, so gib es ab, damit es an den Eigentümer weitergeleitet werden kann. Wenn jeder Kamerad es so macht, kommt schon Ordnung in die Gezügewirtschaft, und mancher Streit und Kummer ist weggeräumt. Hier muß eben jeder mitarbeiten zum Nutzen der ganzen Kameradschaft und Belegschaft.

Mit dem Umgang mit Materialien steht es auch nicht sehr berümt aus, heute muß eben an jedem Drahtnagel gespart werden, um die hohen Kosten herabzudrücken. Wenn du Rohrleitungen verlegt, so ist es doch nicht nötig, jedesmal die Hälfte der Dichtungen und Schrauben durch neue zu ersetzen. Bei sachgemäßer Behandlung kannst du längere Zeit eine und dieselbe Dichtung verwenden, Schrauben kannst du überhaupt immer wieder gebrauchen, natürlich darfst du nicht jedesmal eine Anzahl verlieren. Beim Verlegen der Rutschen achte auch auf deine Rutscheschrauben, so brauchst du selten neue aufzutragen, die unbrauchbaren Schrauben sammle und

tausche sie um. Sehr wichtig ist es, die Rutschen grade einzubauen. Hast du Kellerringe eingebaut, so reißt die Ohren häufig ab, du mußt eine neue Rutsche einbauen, nebenbei entsteht eine empfindliche Störung im Betrieb. Ist eiserner Ausbau in der Rutschenstrecke, so achte peinlichst auf einen sauberen und schnurgeraden Ausbau, hast du krumme Felder, so sägt dir die Rutsche deine eisernen Stempel durch, sie bietet dir keine Sicherheit mehr, das Rutschenblech wird stark beschädigt, wenn du auch nur bei jedem Feld einen Stempel zerstörst, so macht das bei längerem Betrieb eine ganze Menge aus.

Nachruf.

Am Mittwoch, den 12. Mai, verschied unser allverehrter Direktor

Herr Ernst Selter

Wir betrauern in dem Dahingegangenen einen gerechtdenkenden Vorgesetzten, der durch seine hervorragenden Charaktereigenschaften, vorbildlichen Fleiß und vollständiges Aufgehen in seinem Beruf sich überall Achtung und Verehrung zu verschaffen gewußt hat.

Sein Andenken wird bei uns hoch in Ehren bleiben.

Dortmund, den 12. Mai 1926.

Die Beamten

des

Eisen- u. Stahlwerks Hoesch,
Aktiengesellschaft in Dortmund.

Zur Bahn begib dich pünktlich fort — Aufspringen ist ein übler Sport.

Max Löff.
Ihr Blinden Passagiere

(5. Fortsetzung.)

Dann hörte man ein leises dumpfes Brausen, das langsam anichwoll und alles in geheimnisvoller Weise durchdrang, selbst das laute Klauschen unserer Räder; dazwischen manchmal einen scharfen Knall, einen Pfiff, ein lautes Gepöller, weitgeschallende Rufe von Schiffen aus unsichtbaren Fischerbooten. Alles kühl und feucht und fröhlich. Bald aber kamen deutlichere Umrisse von Häusern, riesige, schwerfällige Bierede, himmelhohe Schornsteine. Das Brausen wurde lauter und schwoll zum dumpfen, unablässigen Brüllen der erwachenden Millionenstadt. Jetzt zeigte sich eine bekannte Form über den zackigen Umrisen unzähliger Schornsteine wie ein alter guter Freund: der Tower mit seinen vier Ecktürmen. Den kannte und liebte ich ja schon seit meinem sechsten Jahre, in einem übel zerrissenen Orbis pictus. Und gleich darauf sperrte uns in dem immer glänzender werdenden Nebel eine gewaltige Geisterbrücke den Weg, welche die gasartig spiegelnde Wasseroberfläche begrenzte: London-Brücke.

Unser Dampfer macht jetzt unruhige, stöckende Bewegungen. Mächtige Schiffe wimmeln um uns her, durch die er sich durcharbeiten muß. Scharfe Kommandoworte, Pfeifen und Schreien scheint hierzu nötig zu sein. Alles drängt sich aufs Deck: Koffer und Mantelsäcke, Kinder und Frauen. Der Kampf ums Tafel erwacht rücksichtslos unter Menschen und Dingen. Ein halbes Duzend Matrosen drängt sich nach dem einen Nachlasten durch. Sie schieben die Landungsbrücke zurecht. Das dröhnende Brausen der Riesenstadt lastet betäubend auf den Ohren. Erdbeben, wirre Häusermassen hängen über uns herein, feindlich, drohend. Jetzt heult unsere Dampfpeise ein ohrzerreißendes Geheul. Jemand, der halb verrückt sein muß, läutet auf einem benachbarten Schiff eine Glocke, als wollte er den jüngsten Tag einläuten. Unsere Maschine hält still. Zischend und pfeifend fährt der überschüssige Dampf durch das Rohr am Schornstein, das zitternd wie eine Orgelpfeife im tiefsten Bass in den Lärm einstimmt. Die Landungsbrücke fällt aus. Wie Schiffe, die den Kopf verloren, drängt sich alles zwischen die Geländer des engen Stegs. Wehe dem Regenschirm, der quer zwischen die aufgeregten Beine der sich bildenden Seeschlange aus Menschenleibern gerät.

Ich selbst starrte mitten in dem sich langsam durchtrichternden Knäuel und riß an meinem Koffer, der zwischen den Armen eines Herrn saß, der hinter mir drei Kinder zusammenzuhalten suchte. So ging's über die Brücke. „Aber am Himmel wissen wir, wo bezahlt man denn?“ rief ich in wirklichem Seelennot. „Ich habe ja noch nicht bezahlt!“ Die Leute starrten mich an, große Fragezeichen in den Gesichtern. Zum Glück verstand mich niemand. Ich spürte jetzt festen Boden unter den Füßen. Alles rannte durch die finsternen Gebäude und schwarzen Höfe der Katharinenböden in die Lower-Thomas-Straße hinaus, nach Platern schreiend, nach Gepäckträgern, nach Gepäck, nach Weib und Kind. Einen Augenblick lang lag mein Koffer auf einem Tisch, der das Zollamt vorstellte; ich suchte nach meinen Schlüsseln. Im nächsten hatte ihn ein Mann ergriffen, auf die Schultern geschleudert und rannte davon. Ich sah, schon ziemlich in der Ferne, das teure, wohlbekannte gelbe Leder über den Köpfen der Menge manchmal auftauchen. Das ging denn doch über den Spaß: mein ganzes Hab und Gut! Ich rannte ihm nach: natürlich.

Draußen im Getümmel einer engen, düsteren Straße, in der das Fuhrwerk ineinandergriff wie die Zähne eines Uhrwerks, stand mein Mann neben einem Handjome, auf dessen Dach sich bereits mein Koffer befand, als ob er dort zu Hause wäre. Es blieb keine Zeit, mich zu besinnen. Das Maul eines Pferdes hieß mir an den Hintertopf. Der Mann streckte mir eine riesige Hand entgegen. Ich legte einen Kranten hinein in der banger Erwartung einer schwer durchzuführenden Diskussion über die fremde Münze und von etwa Kleingeld englischen Gepräges. Aber ich wurde angenehm enttäuscht. Mit einem gutmütigen Nicken, halb Herablassung, halb Zufriedenheit andeutend, war der Mann verschwunden, ohne seine Kasse, ohne eine Sekunde seiner Zeit zu verlieren. Einige Augenblicke später sah ich ihn noch einmal unter einer riesigen schwarzen Kiste, von zwei Damen verfolgt, die laut schreiend ihre Regenschirme in der Luft schwenkten.

Staunend nahm ich in dem ersten Handjome Platz, das ich in meinem Leben sah. Eine wunderbare Maschine, deren sinnige Konstruktion mir erst nach Wochen ganz einleuchtete. Durch ein Loch in der Decke schlen mein Rutscher herunterzufahren: wo ich hin wollte. Raum hatte ich Zeit, in meinem neuen Gymnasialengisch „Middleton Square, Kensington“ zu lesen, als der Dedel, mit dem das Loch geschlossen werden kann, wieder zuslog und sich mein Rutscher fahrlos — denn der Führer sitzt hinter mir, in einem Rutschen auf dem Dach des Fahrzeuges —, ruhig trabend in dem reißenden Strom von Karren und Wagen, Pferden und Menschen verlor. Seitdem die Landungsbrücke des Dampfers ausgeworfen worden war, konnten kaum fünf Minuten vergangen sein. Welcher Heldtum an Erlebnissen und Eindrücken in dieser Spanne Zeit: welches Volk mit seinem „Zeit ist Geld“! Die Straßen wurden etwas freier, das Getümmel etwas weniger bedrückend. Ich war in England, mitten im Lande, dem Norden zutreibend, als verfiel mir das all ganz von selbst. —



Ein Schimmer vom ewigen Frühling.

Nun klingt es von Bäumen und Hecken
In buntem, jubelndem Chor,
Und Blättern und Blüten sich strecken
Zum warmgold'nen Lichte empor.

Wie Märchen raunt's in den Zweigen,
Die träumend von Dämonen beugen,
Die Gräben im Aehrenfeld beugen,
Der Himmel so strahlend erlaut.

Und weiches Sonnengesimmer
Weht über Wiese und Feld — — —
Wir ist, als wär's ein Schimmer
Vom ewigen Frühling der Welt.

Wer ausgeruht vom Bett aufsteht — mit klarem Kopf zur Arbeit geht.

Aber — glühender Himmel! Ich wollte ja meine Ueberfahrt erst bezahlen! „Cabman — Cabman! Kutscher! Kutscher!“ — Ich stieß den Deckel in meinem Dach wieder auf und begann zu explizieren. Der Mann schüttelte seine ziegelrote Nase hinein — das einzige, was ich von ihm sehen konnte, und fuhr ruhig weiter nach Norden, immer nach Norden, endlose Straßen hinter sich lassend, die nach und nach immer stiller wurden. Es war gut, daß ich einen Kompaß bei mir hatte. Jetzt bog er um die dreißigste Ecke, ungefähr. Anfänglich hatte ich im Gewirr der unteren City die Ecken gezählt, aber auch diesen schwachen Faden bald verloren. Eine grüne, viereckige Dase öffnete sich jetzt vor uns, mit einer kleinen gotischen Kirche in der Mitte, ernst, still, vielleicht etwas pedantisch, ein klein wenig langweilig dreinsiehend, aber sauber und sonnig, umgeben von vier Mauern, Häuser vorstellend, die sich glichen wie ein Ei dem andern. Jedes hatte das gleiche eiserne Gitter, das es vom Square trennte, die gleiche blaue Sandsteintreppe, den gleichen glänzenden Klopfring an der braunpolierten Haustüre. Es tat dem Auge ordentlich weh, daß nicht auch die metallenen Hausnummern die gleichen waren. Der Cabman sprang von seinem lustigen Sitz herunter und schlug drei donnernde Schläge gegen ein sorgfältig verschlossenes Tor. Keine fünf Sekunden vergingen, ehe ein liebliches blondes Wesen mit einem wahren Engelskopf und einem kleinen flachen Spizenteller darauf vorsichtig öffnete und mich mit einem ermutigenden Lächeln begrüßte. Sie sah sofort, daß dies besser war, als mich in ein englisches Zwiesgespräch zu verwickeln, nahm meinen Koffer, bezahlte den Cabman, der etwas brummte, denn er hätte sich lieber mit mir direkt verständigt, schob mich durch die Haustüre, klappte sie scharf zu und legte eine Kette davor.

„Missis Bitters Boardinghouse?“ sagte ich endlich mit einem Fragezeichen. Es ging mir doch fast etwas zu sehr wie meinem Koffer in den Katharinendock.

„Yes, Sir!“ sagte der Engel mit dem Spizenteller.

Missis Bitters Adresse hatte mir mein Schwager gegeben, der vor zehn Jahren in diesem Hause gewohnt hatte, um die kirchlichen Verhältnisse Englands zu studieren. Er hatte seiner alten, verehrten Freundin gleichzeitig geschrieben, daß ich möglicherweise eines Tages eintreffen werde. Sie selbst stand jetzt unter der Salontüre, den Fremdling freudig, wenn auch etwas gemessen begrüßend: eine würdige, muntere, fünfzigjährige Dame, wie mir schien. Sie war zweiundsiebzig, und ich war vorläufig geborgen.

IV.

Ein unbeschreiblich stiller Sonntag brachte meine erregten Nerven zur Ruhe, wenigstens äußerlich. Im Innern brauste noch immer die See, die Häuser im Square schwannten ein wenig, wenn ich sie scharf ansah, und ein nagender Gedanke wollte sich nicht verschrecken lassen. Ich hatte meine Ueberfahrt noch nicht bezahlt! Die Entfernung des stillen Widdleron-Square vom Meer, vom „Nordischen Wälfisch“, von dem tollen Treiben an der Themse schien

mit jeder Stunde um hundert Meilen zu wachsen und damit die Unmöglichkeit, mein schuldbeladenes Gewissen von seinem Alp zu befreien. Wenn es mir nun recht schlecht ginge in diesem unbegreiflichen Land, mußte ich nicht fortwährend denken: „Geschieht dir ganz recht! Ein Mensch, der nicht einmal seine Ueberfahrt bezahlt hat!“ Vielleicht war ich wie Missis Bitter jünger, als ich aussah, denn ich konnte das kindliche Gefühl nicht loswerden. Nachmittags ging ich sechs- bis achtmal um die gotische Kirche herum spazieren und bejahte mir die vier Spitzen des gotischen Turmes von allen Seiten. Das englische Glockengeläute, ein regelmäßiges Anschlagen von drei glockenhellen Tönen — Prim, Quint, Terz, Prim, Quint, Terz —, das dreißig Minuten lang fort-dauert und dann wieder von neuem beginnt, kann den hartgesottensten Sünder müde machen. Es wurde gegen Abend auch mit mir schlimmer. Ich schüttelte endlich der mütterlichen Freundin meines Schwagers das ganze Herz aus; sie schien sofort bereit, auch mir Mutter zu werden, und richtete mich mit heiteren Trostesworten auf, soweit ich sie verstand. Das sei ganz einfach! Ich könne ja morgen meinen ersten Ausflug nach der Unteren Themsestraße machen, das Büro der Antwerpener Dampfer aufsuchen und alles regeln. So konnte ich mein englisches Leben wenigstens als ehrlicher Mensch beginnen. Ich schlief meine erste Nacht auf englischem Boden, in einem Kissenbett, getrostet, wie ein Sack.

Als wackerer junger Deutscher kaufte ich mir am frühen Morgen einen Stadtplan und machte mich zu Fuß auf den Weg nach den Katharinendocks. Solange ich niemand zu fragen brauchte, ging alles vortrefflich. Die end- und zahllosen Straßen wurden wieder enger, der Lärm lauter, das Gedränge dichter. Gegen zehn Uhr erreichte ich den Platz vor der „Bank“. Hier, wenn irgendwo, ist der Mittelpunkt der Welt dieses Jahrhunderts. Man spürt es ordentlich. Staunend, halb betäubt, betrachtete ich das wirre Bild: ein Kaleidoskop, von einer Riesenmaschine gedreht, mit rennenden Menschen aus allen Weltteilen statt der übereinander stürzenden farbigen Steinchen. Und jeder schien genau zu wissen, was er wollte, und rücksichtslos draußenzugehen. Aber auch ich durfte mich nicht aufhalten. Es waren wohl genug Taschendiebe und sicher auch andere Spitzbuben in dem Gedränge. Ich mußte mich beeilen, wieder ein ehrlicher Mensch zu werden. Der Weg dazu ging durch Cornhill nach Osten.

Ohne es zu ahnen, ging ich dort an einem Hause vorüber, in dem ich später zwanzig Jahre lang den größten Teil meiner Arbeit und ein Stückchen meines Glücks finden sollte. Wer wohl die blinden Passagiere alle führt, die in diesem Millionenengewimmel umherirren. Auch keine kleine Arbeit, das!

Jetzt wurde das Gedränge schmutziger. Der Themsefisch hing hier noch in den Straßen, und die riesigen Warenhäuser mit ihren Schätzen aus Ceylon und Ruba, aus Hongkong und Callao neigten sich schwarz und schwermütig gegeneinander. Düstere Geldproben, die still brüllend der Welt Arbeit geben und Bewegung. „Wer weiß, vielleicht auch mir,“ dachte ich und sah sie etwas scheu an. Sie gefielen mir nur halb.



Aus der Geschichte des Eisen- und Stahlwerks Hoesch

XI.

(Fortsetzung aus Nr. 9 dieses Jahrgangs.)



Um die Wende des Jahrhunderts wurde zwischen Deutschland und England der Kampf um die Vorherrschaft auf dem Eisenmarkt ausgefochten. Während 1890 die englische Roheisenerzeugung rund 8 Millionen Tonnen betrug und damit die deutsche Erzeugung von 4,6 Millionen Tonnen noch gewaltig übertraf, stand Deutschland 1903 mit 10 Millionen Tonnen an der Spitze, während England kaum noch 9 Millionen Tonnen erzeugte und auch in den folgenden Jahrzehnten bis zum Weltkrieg diese Menge nicht wesentlich überschritt.

Roheisenerzeugung:

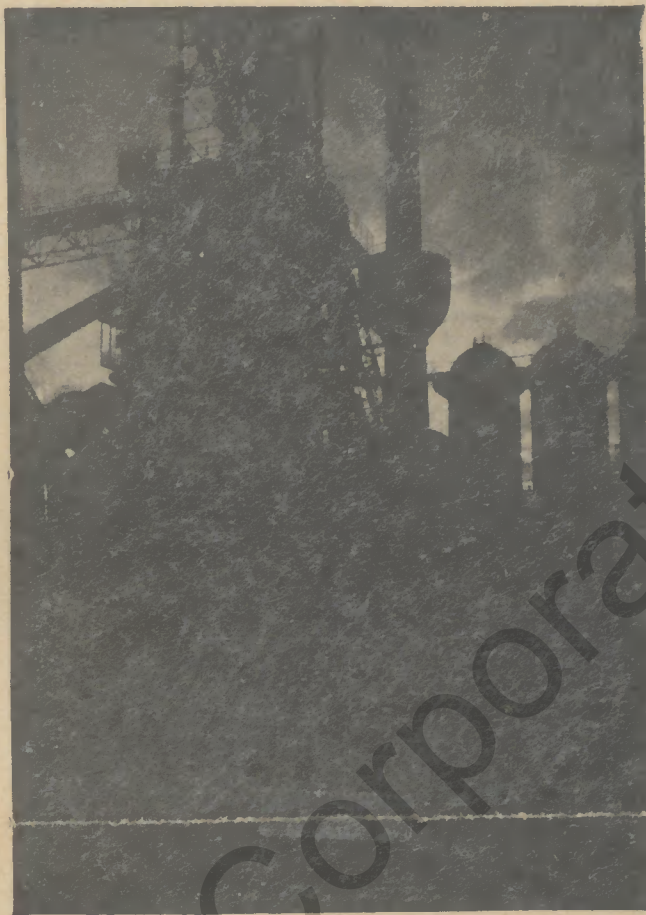
Jahr	Deutschland	England
1895	5 460 000 To.	8 000 000 To.
1900	8 520 000 To.	9 000 000 To.
1903	10 000 000 To.	8 950 000 To.

Ende 1900 setzte eine scharfe Absatzkrise auf dem Inlands- und Auslandsmarkt ein, die sich auch für unser Hüttenwerk empfindlich fühlbar machte. Die Erzeugung des Hüttenwerks sank beträchtlich, und auch das Geschäftsergebnis des Unternehmens wurde zusehends ungünstiger. Gleichwohl ließ sich die Verwaltung dadurch nicht abhalten, ihre Werksanlagen unter Verwertung der neuesten technischen Erfahrungen weiter auszubauen, damit sie für eine günstigere Zeit zum erfolgreichen Wettbewerb gerüstet sei. So wurde u. a. im Dezember 1903 zur Herstellung von Stab- und Feinblechen ein neues Walzwerk in Betrieb genommen (heute Walzwerk V genannt), um hinter anderen Unternehmungen, die bereits über ein entwickeltes Stabeisenprogramm verfügten, nicht zurückzubleiben. Da Ende 1901 ein vierter Ofen angeblasen wurde, war auch für das neue Walzwerk Material zur Weiterverarbeitung in ausreichender Menge vorhanden.

Die eigene Roheisenerzeugung vermochte allerdings um diese Zeit den Bedarf der Hütte noch nicht ganz zu decken.

Die eigene Roheisenerzeugung betrug im Jahre 1896/1897: 79 000 To., im Jahre 1899/1900: 199 000 To., im Jahre 1902/1903: 279 000 To.

Der Zukauf von Roheisen betrug im Jahre 1896/1897: 101 000 To., im Jahre 1899/1900: 80 000 To., im Jahre 1902/1903: 22 000 To.



Abendstimmung an den Hochofen.

Zwischen waren im Siemens-Verfahren wesentliche Fortschritte erzielt worden. Das älteste und auch heute noch am meisten angewendete Verfahren ist bekanntlich das Schrottverfahren, d. h. das Aufschmelzen von etwa 20–35 Prozent Roheisen mit 65–80 Prozent Altblechen. Nimmt man mehr phosphorhaltiges Roheisen, so wächst natürlich die Schwierigkeit, in einer Hitze ein phosphorarmes Erzeugnis zu erzielen. Man ist daher gezwungen, zunächst einmal in einem Ofen vorzustrichen und nach Beseitigung der phosphorreichen Schlacke in einem zweiten Ofen fertigzumachen. Dieses Verfahren nannte man das Bertrand-Thiel-Verfahren. Unser Werk machte im Oktober 1903 seine ersten Versuche mit diesem Verfahren. Sie sind deswegen bemerkenswert, weil man damals vor der Frage stand, ob das den neuen Ansprüchen nicht mehr genügende Thomaswerk umgebaut oder das Martinwerk durch die Einführung des neuen Verfahrens erweitert werden sollte. Man entschied sich zu letzterem; im Frühjahr 1904 wurde die Lizenz für das neue Verfahren erworben und bald darauf danach gearbeitet. Daneben blieb natürlich das Schrottverfahren bestehen. Während aber, wie wir oben gesehen haben, für die Anwendung des Bertrand-Thiel-Verfahrens bisher 2 Martinöfen erforderlich gewesen waren, gelang es bald, den Schmelzvorgang in einem Ofen durchzuführen. Dieses vervollkommnete Verfahren, das in der Eisentechnik als Hoesch-Verfahren bezeichnet wird, führte zu einer erheblichen Erweiterung unserer Martinanlage, die Ende 1907 aus 4 Öfen mit je 18 To. und 2 Öfen mit je 30 To. Ausbringen bestand.

Arbeiter, die an Transmissionsen, Maschinen und sonstigen bewegten Teilen zu arbeiten haben, müssen eng anliegende Kleidung tragen. Auch glatte, unvertleibete Wessen sind gefährlich!

Maschinenteil, der sich bewegt — greift nicht, wenn engen Rock man trägt.

Nun war's mit dem Stadtplan zu Ende. Dort säßte mir das schwarze Loch entgegen, durch das ich gestern meinen Einzug in England gehalten hatte. Ich mußte fragen. Ein häufig vorbeirennender Handlungsgehilfe hatte keine Zeit, zu antworten. Ein vierstögiger, gutartiger Packträger rief zwei andere herbei. Zu dritt berieten sie, in welcher Sprache ich mit ihnen zu verkehren suchte. Und es war mein bestes Schmeicheleinglied, „made in Germany“, eine allerdings damals noch nicht übliche Bezeichnung!

Die Verhältnisse wurden mehr und mehr hoffnungslos, bis uns ein deutscher Indigoagent mit einem riesigen Notizbuch und prächtig blauen Fingerring aus einem Kellerloch heraus zu Hilfe kam. Es ergab sich, daß ich nur drei Häuser von dem Büro entfernt war, das ich suchte: dort, gegenüber der Trinstube mit der roten Katerne über der Türe.

Das schwarzbraune Haus, dessen blauschwarze Fenster nie einen Lichtstrahl aufzufangen zu haben schienen, war ein Labyrinth von Gängen und engen Treppen. Überall brannte Gas; es wäre sonst nicht bewohnbar gewesen. Zahllose Türen und Türen gingen auf die Gänge und waren in alle Winkel eingebaut. Auf jeder stand ein Milchglas, in schwarzen, schmutzigen Buchstaben der Name einer Firma, einer Gesellschaft, eines Unternehmens in fernen Ländern, Nevada — Singapur, Neufundland, Mexiko, Sidney, Kairo, Valparaiso — alles, was die glühende Sonne beschien, schien in dem schwarzen Loch zu haufen. In einer Ecke des ersten Stocks fand ich meine Antwerpener Freunde. Es war mir, als fände ich alte, liebe Bekannte. Ich trat ohne weiteres ein, da die Tür fortwährend auf und zu ging.

Eine mit Schaltern versehene Glaswand trennte einen langen schmalen Streifen des niederen Saales ab und schied die Besucher von den Beamten, die hinter den Glasscheiben hausten. Aus dem ersten offenen Schiebefenster winkte mir jemand. Was ich wollte? Ich begann zu erklären. Nach ein paar Worten, die ich mutig und erfolgreich zusammengefaßt hatte, unterbrach er mich. Sie brauchen den Kassier! Dritter Schalter rechts! Wie der Mensch das wissen konnte? Ich war ja noch gar nicht so weit in meiner Erklärung. Aber er war fertig mit mir und sprach schon mit meinem Hintermann in jenen fürchterlichen engen Worten, die mir in diesen ersten Tagen so viel Sorge machten und von denen jedes, wie sich später herausstellte, einen ganzen Satz herausstellte, einen ganzen Satz bedeutete. Wie soll man aber wissen, wo ein Wort aufhört und das nächste anfängt, wenn man sie nicht gedruckt sieht?

Ich übersehte bereits am dritten Schalter rechts mit Anspannung aller Geisteskräfte und möchte gern für den Gebrauch späterer blinder Passagiere das Gespräch mit dem alten Kassier, der mich mit verwirrender Aufmerksamkeit anstarrte, wörtlich wiedergeben.

Mein ich fühle mich, angesichts einer großen literarischen Schwierigkeit, fast ratlos. Meinen deutschen Bericht mit englischen Bruchstücken — und was für Bruchstücken! zu schmücken, ist geschmacklos. Auch würden sie

auf den deutschen Leser nicht entfernt den Eindruck machen, der das mürrische Gesicht des Kassiers nach und nach erhellte. Am nächsten komme ich wohl meinem Ziele, wenn ich unjer beiderseitiges Englisch möglichst wörtlich und wahrheitsgetreu in mein geliebtes Deutsch übertrage.

„Ich komme,“ begann ich, „ich tue kommen, bezahlen wollend ein Billett Antwerpen—London, dasselbige nicht bezahlt habend für das Ueberfahrt am Samstag.“ Dies schien mir ziemlich gut, namentlich hatte ich das Gefühl, gewisse charakteristische Sprachfeinheiten mit großem Erfolg angebracht zu haben.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Kassier brüskt, wie wenn er keine Zeit hätte, Sprachfeinheiten zu würdigen.

„Ich tue wünschen, bezahlt zu haben ein Billett Antwerpen—London, dasselbige nicht habend gekauft zu rechter Zeit und dennoch mich befindend in England, unbezahlt. Samstag — „Nordischer Walfisch“ —,“ fügte ich noch erklärend bei, ohne weitere Sachbildungen zu versuchen.

Dies war doch, sollte ich meinen, deutlich. Aber anstatt mich zu verstehen, fing der alte Herr an, die Geduld zu verlieren. Wahrscheinlich war er kein Engländer.

„Antwerpen—London — Billett bezahlen!“ rief ich meinerseits laut und etwas ärgerlich. Es war unangenehm, wenn man sein Möglichstes tat, als ehrlicher Mensch zu handeln, auf solche erschwerende Hindernisse zu stoßen.

„Aha!“ rief der Kassier jetzt erfreut. „Welche Klasse?“

„Zweite Klasse!“ antwortete ich, ebenfalls zur Verköstigung die Hand bietend.

„Sechzehn Schilling sechs Pence!“ sagte er in geschäftsmäßigem Eingangs, stempte mit einem Knall ein Billett und warf es durch den Schalter. In großgedruckten Lettern stand auf dem Papierstreifen: London nach Antwerpen. Zweite Klasse.

„Nein, nein, nein!“ rief ich entsetzt. „Ich wollen nicht London nach Antwerpen, ich wollen bezahlen Antwerpen nach London. Ich wollen nur bezahlen, ich wollen nicht reisen; habend schon gereist vom Kontinent nach England. Bezahlen! Antwerpen nach London. Verstehen Sie?“

„Aber der Knack, Sie sind ja in London!“ Er sah mich besorgt an. Es ging ihm ein Licht auf: mit mir war es offenbar nicht ganz richtig.

„Das der Fehler, mein Herr!“ sagte ich, mich innerlich zur Ruhe ermahnend. „Ich in London, habend nichts bezahlt am anderen Ende, und wünschen zu bezahlen Passage, Ueberfahrt. Verstehen Sie? Antwerpen—London!“

Er streckte jetzt den Kopf aus dem Schalter, um mich deutlicher zu sehen. Solche Leute waren ihm noch nie vorgekommen. Er hatte sichtlich begriffen und wurde freundlich.

„Nanu!“ sagte ich fast schmeichelnd, indem ich einundzwanzig Franken auf das Zahlbrett legte.

(Schluß folgt.)

Die Anlegung von Antenne und Erde.

Von Erich Wrona, Dortmund.

Die meisten Leser dieser Aufsätze sind sicherlich Besitzer einfacher Detektor- oder Röhrenapparate. Für diese sind Antenne und Erde von größter Wichtigkeit, weil sie einzig und allein Lautstärke und Reichweite einfacher Empfänger bestimmen. Deshalb seien die bei ihrer Anlegung wichtigsten Punkte hier gestreift, wobei die neuesten Ansichten zugrunde gelegt werden.

Sehr viele Funkfreunde meinen, die Erde sei unwichtig; sie sagen: „Eine gute Antenne ist die Hauptsache, alles andere kommt von selbst“. Dem ist nicht so. Die Erde ist wichtiger als die Antenne. Man kann sagen: mit einer guten Erde und einer schlechten Antenne hört man immer noch besser als umgekehrt. Aus diesem Grunde lege man also Antenne und Erde gleichmäßig vorsichtig.

T-Antennen werden genau in der Mitte und L-Antennen am Ende angezapft. Der Antennenendraht mit Ableitung soll möglichst aus einem Stück bestehen. Ist das nicht möglich, so verdrückt man die Drähte miteinander, verlötet sie und gibt ihnen einen Ueberzug von Isolierband, damit die Feuchtigkeit nicht so sehr an die Lötstelle herankommt. Abb. 1 zeigt die Form der L- und T-Antenne.

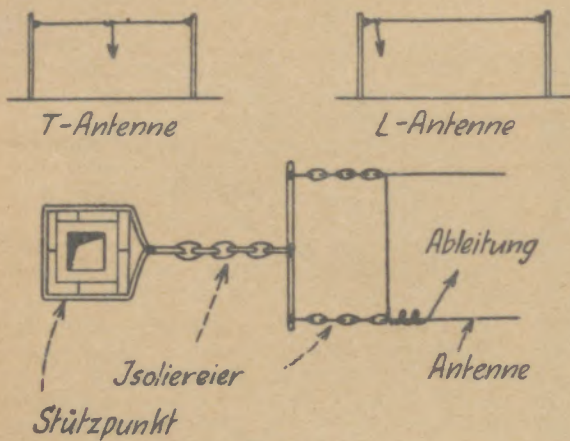


Abb. 1

den. Zwischen ihnen und dem Querträger befinden sich Gierketten aus Porzellan; ebenso zwischen Querstab und Stützpunkt, z. B. einem Schornstein. Der Antennenendraht muß von allen Metallgegenständen abgehalten werden, weil diese Kraft wegnehmen. Will man nur den Ortsfinder empfangen, was für Detektorapparate in Frage kommt, so wird die Antenne innerhalb gewisser Grenzen möglichst lang gemacht, 40–60 Meter bei Einbrahtantennen. Wünscht man jedoch während der Sendezeit Dortmunds andere Sender zu hören, Röhrenapparat vorausgesetzt, so ist eine Einbrahtantenne von höchstens 30 Meter Länge zu empfehlen. Falls der Empfänger Hochfrequenzverstärkung besitzt, kann die Antenne bis auf 15 Meter Länge verläßt werden. Wünscht man in Nähe eines Senders Fernempfang, so lautet der Grundsatz für den Antennenbau:

Antenne möglichst hoch und kurz. Ableitung möglichst lang und senkrecht.

Der heran kommende Sommer fordert dringend die Ausstattung der Antennenanlage mit einem kräftigen Umschalter. Auch der Einbau eines Blitzschutzes ist zu empfehlen.

Abb. 2 zeigt die Errichtung einer guten Antennenanlage. Die Erde ist durch Einreiben eines 1–2 Meter langen Eisenrohres in das Erdreich dargestellt.

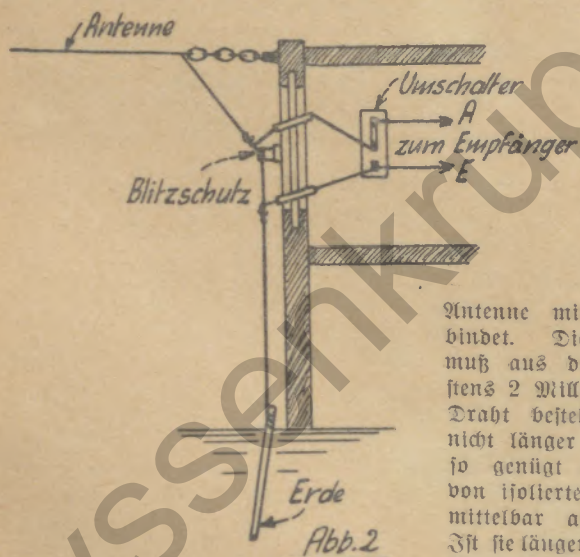


Abb. 2

in die Wand geschlagen werden und so zwischen Erdleitung und Wand eine Lücke schaffen. Der Erdanschluß kann auch an der Wasserleitung geschehen. Ein Stück Rohr hinter dem Hahn wird blank gemacht und eine Rohrschelle darum gelegt. Die Errichtung einer eigenen Erde nach Abb. 2 gibt jedoch oft eine erhöht Lautstärke.

Technische Neuigkeiten.

Die Weltproduktion an Kraftwagen betrug im Jahre 1925 rund 5 000 000 Stück gegen 4 200 000 im Jahre 1924. Die amerikanische Automobilindustrie ist an der Velterzeugung des letzten Jahres mit rund 90 v. H., die europäische mit etwa 9 v. H. beteiligt. Das zahlenmäßige Verhältnis hat sich in den letzten Jahren langsam zu Gunsten Europas verschoben. Noch vor 3 Jahren betrug die europäische Erzeugung den 15. Teil der nordamerikanischen, im letzten Jahre bereits ein Zehntel. Deutschland produzierte im Jahre 1925 noch nicht 100 000 Kraftwagen, also so viel wie Nordamerika etwa in einer Woche.

Aus dem Reich der Frau.

Besichtigung des Kinderheims Schleddehausen.

Gegen Ostern haben 3 Vertreter der Angestelltenvereine unseres Hüttenwerks, darunter 2 Mitglieder des Angestelltenrats, das Kinderheim Schleddehausen besichtigt. In einem Berichte, den sie uns zur Verfügung stellten, bedauern sie zunächst, daß nicht genug Hoeschlinder für das Kinderheim angemeldet werden, um alle Plätze zu belegen, sodas auch noch andere Kinder aufgenommen werden müssen. Sie geben dem Wunsch Ausdruck, daß das besser werden möge, damit gerade möglichst viele Hoeschlinder, für welche die Einrichtung doch in erster Linie getroffen sei, auch Nutzen von ihr haben möchten. Es heißt dann weiter:

Das Heim kann allen Eltern, die ihren Kindern einige Wochen wirklicher Erholung und Aufenthalt in gesunder Waldluft bei guter und reichlicher Verpflegung gönnen wollen, nur auf das Wärmste empfohlen werden.

Nun einiges über unsere Reise und das Heim.

Um den Eltern auch hinsichtlich der Sicherheit während der Eisenbahnfahrt Beruhigendes sagen zu können, ist die Fahrt mit dem Ostfrieslandtransport erfolgt. Die Unterbringung der Kinder erfolgte in zwei vierter Klasse-Wagen neuerer Art, an denen je eine Tür verschlossen gehalten wurde. Jeder Wagen hatte demnach nur eine zu benutzende Tür. Durch die Verwendung dieser Wagen war eine große Gefahr der dritter Klasse-Wagen, nämlich Anlehnen der Kinder an die Türen und Aufbrüchen derselben, gänzlich ausgeschaltet. Für jeden Wagen waren drei Begleiter vorgesehen, die zur Beaufsichtigung der Kinder hollauf genügten. Ein Umsteigen war nicht erforderlich. Der Empfang in Bissingen erfolgte durch die Oberin. Wagen waren zum Abtransport der Gepäckstücke, sowie zum Fahren der kleinen Wägel und Buben zur Stelle. Alles andere trat frohgemut den Weg nach Schleddehausen (etwa 4 km.) an.

Gleich der erste Eindruck, den das Heim dem Besucher bietet, ist ein sehr guter. Inmitten schöner Waldungen liegt es auf luftiger Höhe. Es besteht aus zwei riesenwohngeständen, die der Unterbringung der Kinder und des Personals dienen, und in denen sich außerdem die Wirtschaftsräume befinden. Ferner gehören dazu ein Schweizerhaus (als Jotierhaus gedacht), etwa 20 Lusthütten, ein Waschhaus, ein Meterhof, etwa 65–70 Morgen Land und Wiese und ziemlich ausgedehnter Waldbestand. Früher ein Sanatorium, diente es während des Krieges und noch später der Unterbringung kranker Soldaten. In stark verwahrlohtem Zustande ist es seinerzeit von Hoesch angekauft und unter Aufwendung ganz erheblicher Mittel von Grund auf renoviert, entsprechend umgebaut und neu eingerichtet worden. Es darf heute als eines der schönsten Heime Deutschlands angesprochen werden. Die Schlafräume der Kinder liegen sämtlich so, daß sie von der Sonne reichlich durchstrahlt werden. Alle Bettchen sind blütenweiß bezogen, alle gleich bequem und weich. Die ganzen Gebäude atmen eine peinliche Reinlichkeit. Sämtliche Schlafräume der Kinder, sowie des Personals, Spiel- und Speisefälle, von denen einer eine hübsche Bühne für kleinere Aufführungen enthält, Küche mit dem gesamten Zubehör, Vorratskammern, Wasch- und Baderäume, Toiletten, kurzum sämtliche Räume sind eingehend besichtigt und an allen Orten ist äußerste Sauberkeit angetroffen worden. Die Verpflegung ist gut und reichlich. Jedes Kind kann nach Belieben Essen nachholen. Die



Verteilung der Post.



Frühstück im Freien.

Kleinen sitzen an einem Tisch für sich und werden ganz besonders beaufsichtigt, damit auch sie zu ihrem Recht kommen. Für den Aufenthalt im Freien stehen den Kindern ein großes Waldstück sowie ein besonderer Spielplatz mit allen möglichen Turn- und Unterhaltungsgeräten zur Verfügung. Hier sollen sie nach Herzenslust. Auch während der Spiele sind die Kinder unter Aufsicht. Eine Kindergärtnerin veranstaltet alle möglichen Kreisspiele, an denen sich alle gern beteiligen. Daß nach einigen Stunden toller Ausgelassenheit und Aufenthalt in frischer Luft ein guter Appetit Bealeiter der durch ein Glockenzeichen zum Essen gerufenen Kinderschar ist, braucht sicher nicht besonders betont zu werden. Jedem Kinde ist Sonntags Gelegenheit zum Kirchgang gegeben, ein Zwang wird jedoch nicht ausgeübt.

Noch zu erwähnen bleibt, daß seitens der Leitung mit dem dort ansässigen Arzte ein Abkommen getroffen ist, welches im Bedarfsfalle schnellste ärztliche Hilfe gewährleistet.

Wir dürfen sagen, daß wir mit dem Ergebnis der im Interesse der Arbeiter- und Angestelltenchaft unternommenen Reise nach Schledehausen und der Besichtigung des Heimes sehr zufrieden sind, und es kann nur noch einmal betont werden, daß das Heim in Wirklichkeit eine „Kindererholungsstätte“ darstellt. Wir empfehlen regie Benutzung, damit dasselbe den Kindern erhalten werden kann.“

Kleine Fahrlässigkeiten — großes Unglück.

Um großes Unglück zu verhüten, beachte man folgende „Reinigkeiten“:

1. Keinen Spiritus aufleihen, wenn in, unter oder zwischen den Röhren des Kochers auch nur die Spur eines Fünkchens bemerkbar ist!
2. Nie Petroleum ins Feuer gießen!
3. Nie glimmende Zigarren- oder Zigarettenstummel in den Kohlenkasten werfen!
4. Beim Auslöschchen von Petroleumlampen nicht mit den Strichhaaren über den Zylinder kommen!

Dortmunder Kunstleben.

Vollstümliche Sinfoniekonzerte.

Die „Vollstümlichen Sinfoniekonzerte“ im Burgwalltheater erfreuen sich nach wie vor regem Zuspruches. Eine wertvolle Abwechslung in das Programm brachte am letzten Sonntag das neue Streichquartett unseres Orchesters mit den Herren Szent-Györgyi, Jung, Börsen und Eüler. Man steht im allgemeinen den fortgesetzten Neugründungen von Quartetten mit etwas gemischten Gefühlen gegenüber. Nach diesem Erfolge, der in Anbetracht des ersten öffentlichen Auftritts als hervorragend bezeichnet werden kann, darf man wohl der Hoffnung Raum geben, daß die Sache nunmehr auch Bestand haben möge. Die gewählten Quartette von Haydn und Schubert in ihrer schlichten Schönheit waren sehr geeignet, den Besuchern des Konzertes die besonderen Vorzüge der Kammermusik nahezubringen. Die gespannte Aufmerksamkeit der zahlreichen Zuhörer darf als Beweis angesehen werden, daß auch in breiten Schichten Bedürfnis und Verständnis für diese Kunst vorhanden ist, wenn sie nur in guter Auswahl und mit Liebe und Hingebung geboten wird. Der städtischen Musikdirektion möge nahegelegt sein, die Herren recht bald wieder einmal an dieser Stelle musizieren zu lassen. Sie darf des Dankes weiter Kreise gewiß sein.

Aus Hütte und Schacht.

Veteranen der Arbeit.



Herr Gustav Müller, Sattler und Magazin-aufseher in der Phosphatmühle, wurde am 14. 9. 1862 zu Westendorf, Kreis Arnberg, geboren. Herr Müller trat am 20. 8. 1888 als Sattler in der damals erst kurze Zeit bestehenden Phosphatmühle ein und bekleidet diesen Posten auch heute noch. Mit dem 63jährigen Vater arbeiten noch 2 Söhne auf der Hütte, und zwar einer ebenfalls in der Phosphatmühle und einer in der Dreherei II.



Herr Franz Dübbe, Kranmaschinist in der Walzendreherei, ist zu Arbslin, Kreis Arbslin, am 6. 4. 1862 geboren. Nach seinem Eintritt am 20. 11. 1888 war er zunächst als Walzen-transporteur auf dem Platz tätig. Beim Bau des letzten Walzwerks I (1899) wurde Herr D. als Kranmaschinist angelernt. Auch heute noch ist er als Kranmaschinist in der Walzendreherei tätig.



Herr August Biot, Magazinarbeiter im Hauptmagazin, geboren am 10. 4. 1862 zu Hirschfeld, Kreis Br. Holland, trat am 1. 4. 1899 auf dem Werk ein und war nacheinander im Stahlwerk Lokomotivarbeiter, Eisenfabrik, Kalfahrer und Mischarbeiter. 1919 wurde er Maurerhandlanger im Martinwerk. Von hier wurde er am 1. 9. 1925 zum Hauptmagazin verlegt. Ein Sohn von Herrn Biot ist Werkmeister bei der Firma Böh & Titmann, ein weiterer Sohn und ein Schwiegersohn sind auf dem Hüttenwerk tätig.



Herr Robert Ahmann, Vorarbeiter in der Lokomotivabteilung, geboren am 19. 7. 1874, nahm die Arbeit auf dem Hüttenwerk am 10. 7. 1889 als Lokomotivbeizler auf. Nach 5 Jahren wurde er Schmalspur- und nach weiteren 4 Jahren Normalspur-Lokomotivführer. Nach 20jährigem Dienst auf den Normalspurlokomotiven wurde er im Jahre 1918 zum Vorarbeiter im Schmalspurbetrieb ernannt. 1924 wurde ihm der Betrieb der Dampfkräne übergeben. Diesen Posten hat er auch heute noch inne. Den Veteranen ein herzliches Glück auf!

Jubilare der Hütte.

Ihr 25jähriges Dienstjubiläum feiern:

August Ristau, Mühlenarbeiter in der Phosphatmühle, am 15. Mai 1926,
August Bauer, Maschinist in der Maschinen-Abteilung, am 15. Mai 1926,
Gustav Bergander, Schalttafelwärter in der Elektr. Abtlg., am 15. Mai 1926.
Den Jubilaren ein herzliches Glück auf!

Familiennachrichten der Hütte.

Geburten.

Ein Sohn:

15. April, Karl-Heinz; Sad, Heinrich, Inval.-Werkst. — 16. April Herbert; Schaffraed, Hermann, Hohenf. — 17. April, Franz; Abemarg, Franz, Dreherei I. — 24. April, Walter; Kind, Richard, Lokomotivabtlg. — 26. April, Gerhard; Stephan, Paul, Stahlwerk. — 27. April, Karl; Jbel, Josef, Walzen-dreherei. — 28. April, Hubert; Heuel, Franz, Kesselschmiede. — 29. April, Günter; Franken, Franz, Bauabtlg. — 29. April, Herbert; Muszinski, Anton, Masch.-Abtlg. — 1. Mai, Franz; Schulte, Franz, Blechwalzwerk-Büro. — 1. Mai, Johann; Verten, Anton, Hohenf. — 2. Mai, Hans; Saue, Ewald, Masch.-Abtlg. — 4. Mai, Theodor; Hinzmann, Valentin, Hohenf. — 4. Mai, Lothar; Weisner, Franz, Drahtverfeinerung. — 5. Mai, Günter; Froda, Otto, Bauabtlg. — 6. Mai, Herbert; Chitrowski, Wladislaus, Blechwalzwerk.

Eine Tochter:

27. April, Maria; Schüler, Paul, Blechwalzwerk. — 27. April, Charlotte; Drees, Peter, Feilfabrik. — 28. April, Elisabeth; Schneider, Wilh., Masch.-Hohenf. — 2. Mai, Pannellore; Töpfer, Karl, Drahtverfeinerung. — 29. April, Ottilie; Siege, Karl, Büro Dr. Hoffmann.

Sterbefälle.

29. April, Kurt; Kind von Solte, Heinrich, Bauabtlg.

Familiennachrichten der Schachtanlage Kaiserstuhl I/II.

Geburten.

Ein Sohn:

17. April: Franz Schid, A. 2 — 18. April: Johann Nutikowski, A. 2 — 20. April: Karl Ziegenfuter, A. 2 — 21. April: Emil Krausbaar, A. 2 — 23. April: Konrad Frilling, A. 2 — 28. April: Johann Petrowski, A. 2 — 1. Mai: Paul Borowski, A. 2.

Eine Tochter:

21. April: August Rembörner, A. 2 — 24. April: Adolf Koffel, A. 2 — 24. April: Christian Ulrich, A. 2 — 30. April: Friedrich Rogalanski, A. 2 — 3. Mai: Hugo Wechstein, A. 2.

Mitteilungen der Betriebskrankenkasse.

Selbstabgabe von Heilmitteln usw.

Auf Wunsch der Apotheken teilen wir unter Bezugnahme auf die Abhandlung in Nr. 3 unserer Werkszeitung vom Februar 1926 mit, daß der Verkaufspreis für Kamillentee, 50 Gramm, 0,80 Mark und nicht eine Mark beträgt, und daß für Kalzan, Malztropfen und Sanatogen der Verkaufspreis der Kassenpackung dem Verkaufspreis der Privatpackung der Apotheken gegen-

Unfall bedeutet Lohnausfall — seid vorsichtig!

übergestellt ist. Der Verkaufspreis der Apotheken für Sanatogen, Kassenpackung, beträgt demnach nicht 3,45 Mark, sondern 2,25 Mark. Für Fieberthermometer ist von uns der Verkaufspreis aus April 1925 eingelegt: der heutige Verkaufspreis beträgt eine Mark bis 1,25 Mark. Im übrigen stellen wir noch einmal fest, daß unsern Großhandels-Einkaufspreisen die Verkaufspreise der Apotheken gegenübergestellt sind.

Warnung!

Auf gleiche Weise verunglückten im Ruhrbergbau:
in den Jahren 1919 bis 1921 111 Bergleute
" " " 1922 " 1924 93
tödtlich. 69 Bergleute wurden schwer verletzt.

Durch verbotwidriges Fahren am Seil fanden am 22. Oktober 1925
6 Bergleute auf Zeche Germania I/IV den Tod.

Seid gewarnt!

